Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1.
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 398. Freitag den 5. August 1892. 86. Jahrgang

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. August.

In der Morgenausgabe haben wir den Artikel der „Nordd. Allg. Ztg." mitgetheilt, welcher die Behauptung des „Deutschen Wochenblatts", der Papst habe Herrn von Schlözer sein Bedauern über die Ablehnung der Corvette K durch das Centrum ausgedrückt und ihm gesagt, er lege den größten Werth darauf, daß Graf Caprivi im Amte bleibe — dementirt. Von dieser Richtigstellung würde die Welt gebührend Kenntniß genommen haben, auch wenn sie die „Nordd. Allg. Ztg." nicht mit einer polemisirenden Einleitung versehen hätte. So kurz nach der Jenaischen Rede des Fürsten Bismarck sollte eine Regierung, die sich einigermaßen auf Psychologie versteht, Herrn Pindter nicht Materien tractiren lassen, die der große Staatsmann und man darf sagen der große Historiker seiner eigenen Zeit dort mit unvergleichlicher Meisterschaft behandelt hat. Mit Redensarten, wie die, daß Graf Caprivi es für eine Aufgabe der Regierung hält, „auch ihren katholischen Bürgern das Dasein im Staat und Reich lieb zu machen", läßt sich doch wahrhaftig die blendend helle Beleuchtung, in die Fürst Bismarck den Ultramontanismus gerückt, nicht verdunkeln. Um so weniger, als der Fürst auch die Unterscheidung zwischen Katholiken und Centrumspolitikern gründlich besorgt hat. Nicht überzeugender wird die „Nordd. A. Ztg.", wenn sie das von den „Hamb. Nachr." für die siebziger Jahre behauptete Verhalten des Grafen Caprivi zu den Gegnern Bismarck's als in den fünfziger Jahren nicht existirend bezeichnet. Ist, wie das officiöse Blatt sagt, Graf Caprivi kein „Finsterling", um so schlimmer für ihn. Dann fehlt für seine Hinneigung zum Centrum, wie sie z. B. schroff in der Schulgesetzdebatte hervorgetreten ist, der erklärende Grund, nämlich die mehr im Gemüth wurzelnde, höchst achtbare confessionelle Beschränktheit. Sehr unglücklich ist die „Nordd. Allg. Ztg." auch mit folgender Darlegung:

„Es scheint sich in Bezug auf die Angriffe gegen den Reichskanzler eine gewisse Methode herauszubilden. Zunächst macht man ihm einen völlig unbegründeten Vorwurf. Die mittelparteiliche Presse beeilt sich nicht gerade, ihn dagegen in Schutz zu nehmen. Tritt aber dann ein Blatt, das zur Rechten oder gar zum Centrum gehört, für den Angegriffenen ein, so heißt es: da seht Ihr, daß der Mann nichts taugt, fort mit Caprivi."

Abgesehen davon, daß in dem letzten Passus eine arge Uebertreibung liegt, geht die officiöse Argumentation von einer ganz falschen Voraussetzung aus. „Unbegründet" ist der Vorwurf der Hinneigung zum Centrum — und um diesen kann es sich nach der Fassung und dem Tenor des ganzen Artikels nur handeln — durchaus nicht, er hat auch außer der Schulvorlage und der Polenpolitik sehr viele Unterlagen. Und ebenso unrichtig ist, daß die Centrumspresse nur gelegentlich für den Reichskanzler eintritt. Immer und systematisch thut sie das, und hat die „Nord. Allg. Ztg." Herrn Dr. Lieber's Hymnus auf den Grafen vergessen? — Wie gesagt, erst die Jenaer Reden verrauchen lassen! Herr Richter ist in diesem Punct viel klüger.

Zu jener Art von Vertheidigern des Grafen Caprivi, die gleich den „Münchn. Neuest. Nachr." ihrem Clienten besonders dadurch zu nützen glauben, daß sie von einer gegen ihn angezettelten, von einflußreichen Personen unterstützten Verschwörung fabeln, hat sich nun auch der „Pester Lloyd" gesellt. Dieses Blatt schreibt in einer Polemik gegen das „Deutsche Wochenbl." u. A.:

„Wir haben triftigen Grund für die Annahme, daß der Ursprung der polemischen Artikel des betreffenden Wochenblattes gegen den Grafen Caprivi nicht auf seiner Redaction, sondern an einer Stelle zu suchen ist, wo man gern bereit sein würde, dem gegenwärtigen Reichskanzler die Bürde und Würde seines Amtes abzunehmen, wie man sich mit derselben Hoffnung seiner Zeit auch dem Fürsten Bismarck gegenüber getragen hat. In der That soll sich der Herausgeber des Wochenblattes hoher Gönnerschaft rühmen, und nach der neuesten Leistung scheint es wirklich, als ob er sich als ein kleiner Moltke in der Rolle eines Kanzlermachers fühle und des Erfolges seines certus gaudens nunmehr endlich sicher zu sein glaube."

Bezüglich einer Kanzlerkrisis heißt es ferner:

„Es kommt keine Krisis und es geht nichts Anderes vor, als daß die Taktik der Frondeurerie, den Grafen Caprivi, weil er es mit dem Centrum noch nicht verdorben hat, als schwarzen Mann hinzustellen, bei mittelparteilichen Organen, für die nun einmal der Gegensatz von „Centrum" „die Nation" oder mindestens „der Kern der Nation" heißt, ihre Wirkung thut. Die alten Culturkämpfer machen jetzt einen sehr starken Wind und verhelfen es dem Grafen Caprivi nicht wenig, daß er sein Schiff nicht treiben lassen will. Deshalb wird dem Philister, der sich gegen die gesammte katholische, conservative und demokratische Welt als Repräsentant von Bildung und Besitz fühlt, Angst gemacht. Allein ein mittelparteiliches Cartel, wie es kürzlich noch zu Nittungen empfohlen wurde, mag zwar sonst sehr gut sein, aber eine Regierungsmehrheit vermag es heutzutage nicht mehr zu schaffen, und regiert muß doch werden. Was man wünschen mag, ist, daß das Verhältniß des Reichskanzlers zu den Parteien allen Mißdeutungen entrückt werde. Bei der Zurückhaltung, die sich Graf Caprivi in der Presse auferlegt und für die gegenwärtig noch beiondere Gründe sprechen, wird diese Klärung wohl nicht in der nächsten parlamentarischen Zeit erfolgen."

Es verlohnt indeß nicht, auf die Auslassungen des Pester Blattes näher einzugehen, denn mit vollem Rechte bemerken die „Hamburger Nachrichten":

„Wir halten uns an die Thatsache, daß auch ein Blatt, wie der „Pester Lloyd", das alle anderen Interessen, nur keine deutschen vertritt, den Grafen Caprivi vertheidigt. Im Inland: Centrum, Polen, die sonstigen Reichsfeinde und die Demokraten, im Auslande: diejenigen Elemente, die für sich Vortheile von der jetzigen Regierung in Berlin erhoffen, — alle halten sie schützend die Hände über das jetzige deutsch-preußische Ministerium und bitten die Vorsehung, daß sie es ihnen erhalten möge!"

Der am nächsten Montag in Antwerpen zu eröffnende internationale Congreß für Zoll- und Socialpolitik wird aus Deutschland verhältnißmäßig schwach beschickt sein. An Einladungen seitens der belgischen Veranstalter und Förderer des in Rede stehenden Congresses hat es nicht gefehlt, indeß sind, dem Vernehmen nach, die Antworten ihrer weitaus größten Mehrzahl nach ablehnend ausgefallen. Bestimmend für diese Haltung der deutschen zoll- und handelspolitisch in Betracht kommenden Kreise dürfte in erster Linie die Erwägung gewesen sein, daß die neuerlich in Mitteleuropa durch die Handelsverträge geschaffene Lage auf Jahre hinaus festgelegt ist, mithin die Inscenirung eines agitatorischen Feldzuges im einseitig freihändlerischen Sinne gerade auch für Deutschland sich unter den obwaltenden Verhältnissen von selbst verbietet. Deutschland dürfte daher auf dem Antwerpener Congreß nur durch solche vereinzelte Theilnehmer vertreten sein, die ihrer Sache durch die Antwerpener Verhandlungen neues Ansehen verschaffen zu können glauben.

Das neugewählte englische Unterhaus ist gestern zu seiner ersten Sitzung zusammengetreten, die mit der Wiederwahl des bisherigen Sprechers ausgefüllt wurde. Die Thronrede wird erst am Montag verlesen werden, dann aber wird auch alsbald der Ansturm der liberalen Mehrheit gegen das Cabinet Salisbury erfolgen. Die Gladstone'sche Majorität wird zu der Adresse ein Amendement einbringen, welches einfach der Befriedigung über den Ausfall der Wahlen Ausdruck verleiht. Gelangt dieser Antrag zur Annahme, was, da die Opposition voraussichtlich in geschlossener Reihe dafür stimmen dürfte, der Fall sein wird, dann wird das seit dem 29. Juli 1886 an der Spitze der Staatsgeschäfte gewesene Cabinet Salisbury nach sechsjähriger Wirksamkeit aus dem Amte scheiden und die Königin ihre neuen Räthe aus den Reihen der Gladstoneanisch-irischen Mehrheit wählen. Mitte dieses Monates dürfte dann voraussichtlich einem neuen Cabinete Gladstone die Bahn frei sein. Es wird das vierte Ministerium sein, welches der heute im dreiundachtzigsten Lebensjahre stehende liberale Staatsmann seit December 1868 gebildet hat. Damals brachte er Disraeli zu Falle, um im Februar 1874 diesem ebenbürtigen conservativen Gegner wieder das Feld räumen zu müssen. Im April 1880, nach dem für die Liberalen so glänzenden Ausfalle der Wahlen, mußte Lord Salisbury dem siegreichen Gladstone weichen, welcher sich seinerseits in Folge von Differenzen mit den Radicalen in der irischen Frage am 11. Juli 1885 wieder zum Rücktritte gezwungen sah. Bei den nach der Wahlreform nöthig gewordenen Neuwahlen blieb jedoch das alsbald Gladstone's Regierung nachgerückte Cabinet Salisbury in der Minderheit und nahm nach einer Niederlage in der Adreß-Debatte im Januar 1886 seine Entlassung. Das darauf folgende dritte Cabinet Gladstone sollte indeß nur von kurzer Dauer sein; die irische Bill Gladstone's brach ihm den Hals, der greise liberale Führer ward in den Juli-Wahlen geschlagen und trat zurück. Ob Gladstone diesmal mit Homerule im Unterhause glücklicher sein wird, ist in hohem Grade die Frage. Die Mehrheit von 41 Stimmen, womit er die Verwirklichung seines an Verheißungen überschwänglichen Programmes, dessen Kernpunct die Lösung des irischen Problems auf der Basis eines Dubliner Sonderparlaments bildet, zu erreichen hofft, ist eine nicht allein numerisch ziemlich schwächliche, sondern auch im Hinblick auf ihre heterogene Zusammensetzung den Zufälligkeiten und Wechselfällen des parlamentarischen Kampfes in bedenklicher Weise ausgesetzt. Die unter dem Zeichen der Anti-Home-Rule vereinigten conservativen und liberalen Unionisten sind unzweifelhaft zu dem hartnäckigsten Widerstande gegen den irischen Föderalismus des alten Herrn entschlossen, so daß harte Kämpfe in Westminster bevorstehen.

In Frankreich, wo man anfangs die ausschweifendsten Hoffnungen auf ein Cabinet Gladstone gründete, fängt man bereits an, diese Hoffnungen erheblich herabzustimmen. Im „Figaro" macht dessen bekannter Mitarbeiter „Whist" seine Landsleute darauf aufmerksam, daß es ein Ministerium Gladstone war, das nach Egypten ging, und erklärt mit dürren Worten, daß die Zeit vorüber sei, wo auf die Frage des französisch-englischen Condominiums im Pharaonenlande zurückgekommen werden konnte. Wenn derselbe Mitarbeiter von Gladstone hofft, er werde nicht so geneigt sein, Italien bei Vertheidigung der Freiheit des Mittelmeeres zur Seite zu stehen wie Salisbury, so hat er darin vielleicht recht; nur übersieht er, daß es für England gewisse Lebensfragen gibt — und zu diesen gehört in erster Linie das Gleichgewicht im Mittelmeere —, vor deren Wichtigkeit alle Parteirücksichten verschwinden; sollte durch französische Uebermacht wirklich die Freiheit des Mittelmeeres und damit der Straße nach Indien gefährdet sein, so würde ein Ministerium Gladstone, das diese Gefahr ignoriren wollte, auch wenn es eine viel größere Mehrheit besitzen sollte, als ihm gegenwärtig zu Gebote steht, im Handumdrehen vom Sturme der öffentlichen Meinung weggefegt werden. Der Zustand der Mißachtung, in den Gladstone's Leitung der auswärtigen Angelegenheiten England im ganzen Auslande versetzt hatte und den erst Salisbury wieder beseitigt hat, ist eine Lehre, die in England doch so bald nicht wieder vergessen sein wird. Darin liegt für Gladstone ein starker Zwang, die fremde Mischung seiner slawisch-französischen Sympathie mit einigen Tropfen des gährenden Drachenblutes der Triplealliaiz, er mag wollen oder nicht, zu vergessen.

Den Russen dürfte angesichts der fortgesetzten Veröffentlichungen geheimer Actenstücke seitens der bulgarischen Regierung bald unheimlich werden. Man bemüht sich in Sofia gar nicht, den Vorwurf der Fälschung zu widerlegen; man dient Rußland in anderer, weit wirksamerer Weise. Das unerschöpfliche Geheimfach Stambulow's wird geöffnet und in den Spalten der „Swobota" erscheint wieder im schönsten russischen Originaltext eine neue Reihe von Documenten, die, wenn es sich um besonders heikle Dinge handelt, auch die Geschäftsstücknummer tragen. Die zuletzt ans Tageslicht gezogenen Schriftstücke, sechs an der Zahl, sind Briefe und Telegramme, die zwischen dem russischen Gesandten Hitrowo in Bukarest und dem asiatischen Departement in Petersburg zu Ende 1887 und Beginn des Jahres 1888 gewechselt wurden. Zwei der Documente tragen die Nummern 1067 und 1068. Damals wollte Kriegsminister Mutkurow russische Berdangewehre für die bulgarische Armee kaufen, und er übertrug die Lieferung dem russischen Lieutenant Kolobkow und dem russischen Kaufmann Nowikow. Die russische Regierung erlaubte scheinbar den Ankauf von 30 000 Gewehren aus den Regierungsmagazinen, verfolgte aber in Wirklichkeit nur den Zweck, zwei sichere Leute in Bulgarien zu haben, die ohne Aufsehen mit Officieren verkehren und für die Entfernung des Fürsten wirken konnten. So ging, da die Gewehre nicht eintrafen, die von der russischen Regierung für Kolobkow und Nowikow bei der bulgarischen Bank hinterlegte Caution von 100 000 Frcs. zu Gunsten der bulgarischen Casse verloren. Durch ein Schreiben des asiatischen Departements vom 18. November 1887 (Nr. 1068) wird Hitrowo angewiesen, Nowikow 68 000 Frcs. auszuzahlen. Wozu dieses Geld verwendet werden sollte, zeigt ein Telegramm Hitrowo's an das asiatische Departement vom 20. Januar 1888, in welchem berichtet wird, daß Nowikow nichts machen konnte, da die Behörden in Sofia sehr aufmerksam sind, und daß einzig Dynamitpatronen Erfolg versprechen. Hitrowo bittet, Schritte zu thun und die gewünschten Patronen nach Rustschuk zu senden, woselbst die Ankunft des Fürsten bevorstehe. Die bulgarische Regierung erklärt jetzt abendrein, wie die „Pol. Corr." mittheilt, daß sie sich im Besitze eines weiteren Packets von Documenten befinde, deren Veröffentlichung demnächst erfolgen werde. Zum Unglück für die Petersburger Regierung wird jetzt ans Tageslicht gezogen, daß sie den Dragoman Jakobsohn, welcher die Documente an Stambulow auslieferte, seinerzeit wegen „Entwendung von Actenstücken aus der Bukarester Gesandtschaft" verfolgen ließ, so daß ihre Behauptung, die von diesem der bulgarischen Regierung übergebenen Schriften seien gefälscht, keinen Glauben finden kann. Nur die Franzosen stellen sich, als glaubten sie nicht an die Hinterlist des Moskowiterreiches, und sie veröffentlichen selbst Briefe, die sich schon dem blödesten Auge als gefälscht darstellen müssen.

Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 4. August. Die „Genossen" in den westlichen Provinzen hatten in Versammlungen und in der Presse oft bittere Klage darüber erhoben, daß sie ganz selten eine Lohnerhöhung, niemals aber mehr einen Streik durchsetzen könnten, weil eben das Unternehmerthum immer in der Lage sei, massenhafte Arbeitskräfte aus den östlichen Provinzen heranzuschaffen. Da die „Genossen" des Westens sich stets sehr opferfreudig gezeigt hatten, so beschloß die Generalstreikcommission in Hamburg, daß unbedingt der Zuzug aus dem Osten zu verhindern versucht werden müsse. Eine umfassende Agitation für die östlichen Provinzen wurde ins Werk gesetzt. Die Generalstreikcommission hatte zur „Aufklärung" der Massen in den Ostprovinzen ein Flugblatt, zum Theil auch in polnischer Sprache, verbreitet und fortgesetzte Aufrufe nach Adressen losgelassen; aber diesem Wunsche wurde nur in ganz vereinzelten Fällen entsprochen; die Vertrauensmänner im Osten sind entweder sehr saumselig gewesen oder es waren nur recht wenig Adressen trotz aller Anstrengungen zu verschaffen. Nachdem das Flugblatt die nöthige Stimmung hervorgerufen haben würde, sollte ein Schwarm von Agitatoren sich über die östlichen Provinzen ergießen, um die Gründung von Fach- und anderen socialdemokratischen Vereinigungen vorzunehmen. Aber die „Genossen" haben diesmal für die nöthige Munition nicht gesorgt, die verfügbaren Mittel fehlen,

Feuilleton.

Schloß Fénétrange.

Ein Roman aus den Vogesen.

4] Von O. Elster. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ich hörte, daß Sie, Herr de Fénétrange, im Kriege schwer verwundet wurden?"

„Ich erhielt bei Sedan einen Schuß in die Brust", entgegnete Henri kurz.

„Bei Sedan?"

In den Augen Gisela's leuchtete es seltsam auf, fast, als ob sie mit Gewalt die Thränen zurückhalten müsse, während ihr Vater ernst vor sich hinblickte.

„Sie wundern sich darüber, mein Fräulein?"

„O nein, verzeihen Sie meine Bewegung. Der Name Sedan ruft auch in uns eine schmerzliche Erinnerung wach. Mein Bruder fiel bei Sedan. . . . ."

„Ah!"

„Mein Bruder stand als Officier bei einem Infanterie-Regiment, das den letzten Ansturm der französischen Reiterei auszuhalten hatte. Ein Lanzenstich durchbohrte ihm die Brust, die Pferde gingen über ihn fort . . . ."

„Allerdings eine schmerzliche Erinnerung! Aber Ihr Bruder durfte wenigstens den schönen Soldatentod für seinen König sterben, während ich mich als Invalide durchs Leben schleppe. Ich stand als Officier bei den reitenden Jägern, die die letzte Attacke mitritten. Unser Regiment wurde durch die preußischen Kugeln vernichtet. Besinnungslos lag ich unter einem Knäuel von Reitern und Pferden. Als ich aus der Ohnmacht erwachte, arbeitete ich mich mühsam unter dem Berg von Leichen und Sterbenden hervor. Ein entsetzlicher Durst quälte mich; ich schleppte mich zu einem nahen Graben, in dem ich Wasser vermuthete. Ein schwer verwundeter preußischer Officier lag neben dem Wasser; er röchelte furchtbar, er lag im Sterben. Er hatte nicht mehr die Kraft, das Wasser zu den Lippen zu führen, ich reichte es ihm in dem Käppi eines gefallenen Kameraden. Gierig sog er die Flüssigkeit ein, dann reichte er mir die Hand . . . ich werde den Augenblick niemals vergessen."

„Entsetzlich ist der Krieg."

„Alle die herrlichen Eigenschaften der Menschenseele und des Herzens treten in solchen furchtbaren Augenblicken klar zu Tage. Wir vergaßen, daß wir Feinde waren. So gut ich konnte, unterstützte ich den Kopf des Sterbenden. Er konnte nicht mehr sprechen, nur der Blick seiner Augen dankte mir. Dann plötzlich zog er mit letzter Anstrengung einen kleinen Ring vom Finger und reichte ihn mir. „Nehmen Sie, Kamerad — zum Andenken . . ." Das waren seine letzten, mühsam hervorgestoßenen Worte. Sein Kopf sank auf meine Schulter. Auch ich verlor die Besinnung wieder; als ich erwachte, lag des verschiedenen Feindes Haupt auf meiner Brust."

„Und haben Sie den Namen des Gefallenen erfahren?"

„Nein, doch sein Andenken habe ich treu bewahrt; sehen Sie, ich trage es an meiner Uhrkette, es ist ein kleiner, einfacher Ring, dessen Stein ein Hufeisen einschließt . . ."

Henri zeigte Gisela den kleinen Ring. Das junge Mädchen erbleichte.

„Vater", rief es, „sieh doch nur her! — O, mein Gott, ist es möglich? — Hier, Herr de Fénétrange, sehen Sie den Zwillingsbruder des Ringes — o, mein Gott, der Gefallene war mein Bruder!"

Weinend verhüllte Gisela ihr Antlitz mit den Händen. Den kleinen Finger ihrer schmalen rechten Hand umschloß genau derselbe Ring, den Henri de Fénétrange an der Uhrkette trug. Es war kein Zweifel, der preußische Officier, der in Henri's Armen gestorben, war der Bruder Gisela's, der Sohn des deutschen Fabrikanten.

Tief erschüttert schwiegen Alle eine Weile. Dann nahm Herr Markwardt das Wort, indem er in ernstem Tone sagte:

„Ich schenkte meinen Kindern am Tage ihrer Confirmation jene Ringe, das Datum der Confirmation ist darauf eingravirt, ebenso der Vorname . . ."

„Allerdings", entgegnete Henri, „hier steht im Innern des Ringes ein Datum: 25. IV. 50. Friedrich Karl . . ."

„Der Name meines Sohnes, der als einundzwanzigjähriger Jüngling den Tod für sein Vaterland starb . . ."

„Ehre seinem Andenken", sprach tief ergriffen der General, indem er sich von seinem Stuhl erhob.

„Er ist glücklich", sagte leise Henri, „er starb auf dem Felde der Ehre . . ."

Ein scheuer und doch unendlich dankbarer Blick Gisela's traf ihn, der ihm bis ins Innerste seines Herzens drang.

„Darf ich Ihnen das Eigenthum Ihres Sohnes zurückgeben?"

„Nein, nein, Herr de Fénétrange. Wenn Sie mich zu Danke verpflichten wollen, so behalten Sie auch ferner den Ring als ein Andenken an meinen Sohn."

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Der Ring wird mein kostbarster Besitz sein."

Das Gespräch wollte nicht mehr so recht in Fluß kommen. Ein Jeder stand unter dem Eindruck der schmerzlichen Ueberraschung und des wunderbaren Zufalles, der nach langen Jahren die an dem traurigen Vorfall Betheiligten zusammengeführt hatte. Aber der Ton des Gespräches war ein herzlicherer und freundschaftlicherer geworden, und als Herr und Fräulein Markwardt fortfuhren, begleiteten sie der General und Henri bis zum Wagen. Der alte General schüttelte dem Fabrikanten die Hand und sprach: „So wollen wir denn, die der Zufall zusammengeführt, gute Nachbarschaft im Leben halten, wie unsere Söhne gute Kameradschaft im Tode gehalten haben."

„So sei es, Herr General! Auf gute Nachbarschaft im Leben und im Tode!"

Gisela reichte dem alten General die Hand, welche dieser respectvoll an die Lippen führte.

Der Wagen war schon längst verschwunden, als Henri noch immer unter dem finsteren Thor stand und ihm nachschaute. Da legte der General die Hand auf die Schulter seines Sohnes und sprach, indem ein schelmisch-gutmüthiges Lächeln um seinen Mund zuckte:

„Denkst Du noch daran, nach dem Balkan zu gehen, Henri?"

Henri erröthete und senkte das Haupt. Den Blick der blauen Augen Gisela's konnte er nicht vergessen.

* * *

In einem Hinterstübchen der „Auberge au lion d'or" lag der verwundete Jockel auf seinem Schmerzenslager; die Wunde, die der Hirschfänger des Unterofficiers ihm über die Stirn geschlagen hatte, war nothdürftig durch den Dorfchirurgen, der gemeiniglich das Amt eines Barbiers versah, verbunden worden. Uebrigens hatte sich die Verletzung nicht als so bedeutend herausgestellt, wie es anfangs den Anschein hatte; es war eine tüchtige Schramme, welche jedoch den harten Schädelknochen Jockel's nicht verletzt hatte. Des Burschen Trunkenheit war rasch verflogen; jetzt lag er mit verbundenem Kopf und zusammengebissenen Zähnen da, zuweilen einen derben Fluch oder ein Schimpfwort gegen die Deutschen ausstoßend. In die einsame Kammer drangen ab und zu die Klänge der Geigen und Flöten, die Rufe der ausgelassenen Freude und Lust vom Tanzplatz her, die Jockel's Aerger noch vermehrten. Wüthend ballte er die Fäuste und murmelte eine Verwünschung zwischen den Zähnen.

„Wenn die Schramme erst wieder heil ist, dann soll's mir der Preuße büßen, so wahr ich der Jockel Schmidt aus Neumünster bin . . ."

Der Bursche schien gar stolz auf seinen Namen zu sein, und in der That hatte er von seinem Standpunct aus ein wenig Grund dazu, denn die Friedensrichter von Neumünster, Zabern und selbst Straßburg hatten sich schon öfter mit ihm beschäftigen müssen, der keine Kirchweih vorübergehen ließ, ohne eine Rauferei hervorzurufen.

Es war Abend geworden, Jockel ward durstig; nicht nur seine Wunde, sondern auch seine Lippen brannten wie Feuer. Unruhig wälzte er sich auf dem Lager hin und her, es schien sich Fieber bei ihm einzustellen. Da öffnete sich vorsichtig die Thür seiner Kammer, und der Wirth schlich sich in das Zimmer, begleitet von dem alten Zigeuner-Joseph.

„Diable", fluchte Jockel, „kommt Ihr endlich einmal, um nach mir zu sehen? Ich verdurste fast, gebt mir einen Schoppen Wein, Monsieur Bourgeois."

Der Gastwirth, ein schlau aussehender Mann in der Mitte der fünfziger Jahre, mit grauem, kurzgehaltenem Vollbart und verschmitzten grangrünen Augen, die unruhig von einem Winkel zum andern huschten, erwiderte:

„Gemach, Jockel, gemach! Erst müssen wir einmal nachsehen, was Eure Wunde macht . . . ."